

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 51 (1964)
Heft: 1

Artikel: Wie helfen? : Bemerkungen zur Situation der schweizerischen Landschule
Autor: Gross, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-526376>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dafür hat man ja auch in einer Stadt tausend Dinge, auf die <sie> (nämlich die noch auf einer Stufe weiter unten!) verzichten müssen! Nur schon allein das *Gefühl, daß man...*! Die Natur? Ach, geht mir weg mit den Gefühlen!

II.

Persönlich habe ich alle Stufen durchschritten, alle Sprossen erklommen! Nicht schön geordnet der Reihe nach, ich liebte immer mehr den Rösselsprung. Ich habe mit dem großen Dorf angefangen, bin in der Großstadt gelandet, habe mich von ihr abgesetzt, das große Industriedorf erlebt, den berühmten Weltkurort (im Winter ein still schlafendes Dörfli) genossen und stehe jetzt glücklich (ist es Wahrheit, ist es Traum?) auf der niedersten Sprosse. Hier werde ich wohl noch den Rest der Jahre zubringen. Manchmal stößt noch eine Luftblase hoch, die mich nach der obersten Sprosse schielen läßt, aber wer die würzige Höhenluft des Weilerchens hier geatmet hat, verzichtet dann doch wieder, wenn's ernst gälte, auf die dicke, vergaste Stadtluft! (Ich meine es auch im übertragenen Sinn!) Nein, ich glaube, ich brächte keine Wurzeln mehr woandershin mit, und das bedeutete doch innern Tod! Die Schule, die Kinder aber ertragen keine toten Schulmeister!

III.

Soll man abwägen: Begabungsunterschiede Stadt-Land, Leistungsgefälle konstruieren, Arbeitsmaßberechnungen anstellen, Disziplinschwierigkeiten ausspielen?

Das Kind steht da oder dort, in der Gesamtschule wie im städtischen Schulpavillon. Es steht und wartet auf uns. Es kann seinen Standort nicht auslesen. Es ist nicht dorthin geworfen – meiner persönlichen Überzeugung nach –, es ist dorthin gestellt worden. Als Gabe und als Aufgabe.

Auch ich habe mit dem Eintritt in diese Zeit und diese Welt meine spezifische Aufgabe erhalten, bin vom Dorf am Rhein bis hinunter zur Großstadt am Rhein gekommen und habe darnach wieder den Rückweg angetreten, der Weltgeschichte entgegengesetzt, wie einmal mein Basler Rektor meinte.

Was tut's? Ist es nicht einfach unsere Aufgabe, ein Werkzeug des Schöpfers zu sein? Er läßt es zu, daß man zuweilen einen ungewohnten Weg geht. Er fragt nicht nach dem Geld, nicht nach der sozialen

Besserstellung, nicht nach der ständischen Erfolgsleiter, er weist uns an, rüstet uns aus, stellt uns hin und nimmt uns weg. Alles andere ist sicher auch wichtig, aber nicht wesentlich. Ich muß dort sein, wo ich wesentlich sein kann, wo also mein Wesen im Mittelpunkt der Auseinandersetzung mit der mir anvertrauten Aufgabe steht.

Ich glaube, dann werden alle andern Fragen, die sicher ihre Berechtigung auch haben und hier in diesem Heft zur Sprache kommen dürfen und sollen, sekundär.

Es geht letztlich nicht um mein kleines und scheinbar doch immer wieder so dickes Ich, sondern allein um die Mehrung der Ehre Gottes, zu der Gott, trotz meines ruhelosen Strampelns und Auskneifens, mich – o Wunder der Gnade – brauchen will.

Wie helfen?

Bemerkungen zur Situation der schweizerischen Landschule

Max Groß, Magdenau

Man kann Magdenau auf mancherlei Wegen erreichen, woher man auch kommt, jedesmal steht das kleine Klosterdorf plötzlich vor uns. Fährt man von Flawil her durch den Saletwald, erscheint es bei der letzten Straßenbiegung so schnell, wie wenn ein Diapositiv gewechselt worden wäre. Fahren wir das abgelegene Bubental hinauf, schweift der Blick zunächst zum uralten Turm der Verenakirche, alsdann entdeckt man auf der andern Seite der Straße die terrassenartige Klosteranlage. Kehrt man von Degersheim oder Nassen zu – den klassischen Paßweg über Wasserfluh-Bolten –, kündigt ein gotischer, karminrot gestrichener Kirchturmhelm Magdenau an. Das Kloster sehen wir erst, wenn wir seine Mauern beinahe mit Händen greifen können. Steigt man über die Magdenauer Höhe oder gar vom Rotmoos nach Magdenau ab, schauen wir das Klosterdorf aus der Vogelschau, sind aber kaum fünf Minuten vom Klostertor entfernt.

Es ist keine heroische Landschaft, die sich dem Besucher so unvermittelt darbietet, es ist vielmehr ein Idyll, das seit 75 Jahren keine baulichen Veränderungen erfahren hat. Solange steht nämlich das Schulhaus, ursprünglich in reinem Biedermeierstil erbaut. Das zweitälteste Haus, das alte Pfarrhaus, ist ein klassizistischer Bau. Das barocke Gasthaus ist kurz vor der Französischen Revolution erbaut worden, von derselben Äbtissin, die durch ihr diplomatisches Geschick den Bestand des Klosters in den schwierigen Übergangsjahren gesichert hat. Zwischen den bürgerlichen Haustypen steht noch ein Bauernhaus, bewohnt vom Förster und vom Zimmermann des Klosters.

Diese wenigen Häuser stehen um einen Weiher, einem künstlichen Becken, das wohl vor einem halben Jahrtausend als Wasserspeicher für die große Klostermühle gegraben worden ist. Die Klosteranlage liegt demnach tiefer als der eigentliche Weiher. Sie senkt sich gegen Westen und wird am tiefsten Punkt wiederum durch einen Weiher, der heute noch, allerdings zusammen mit der Kraft eines elektrischen Motors, die Sägemühle treibt.

Nie ist die Landschaft so weltentrückt und die Silhouette so eindrucksvoll, als wenn man nach Sonnenuntergang von der oberen Seite des Weihers nach Nordwesten blickt. Wenn die letzten hellen Streifen vom Himmel verschwinden, erlöschen auch die meisten künstlichen Lichter. In der Regel bleibt es nur in der Gaststube hell, wo die Klosterknechte ihren Abendjaß hinter sich bringen, und im Schulhaus, wo der Lehrer, seine Frau und die größeren Kinder, jedes auf seine Art, noch an der Arbeit sind.

Wenn ich Heft, Buch oder Schreibblock zugeklappt habe, gehe ich zuweilen noch einmal hinaus, und da der Weiher durch keinen Zaun von Haus- und Spielplatz getrennt ist, muß ich seinen schwarzen Spiegel im Auge behalten. Manchmal frage ich mich, ob nun in mir das Gefühl der Verlassenheit stärker sei als das Gefühl der Geborgenheit. Freilich, wo Frau und Kinder unter dem gleichen Dache schlafen, kann sich einer nie ganz verlassen fühlen, wohl aber der ledige Lehrer und die Lehrerin. Der erste kann zwar hinüber gehen zum Gasthof, mittrinken, mitspielen, mitplaudern. Für eine Lehrerin aber ist das Leben zur Hälfte ein Klosterleben.

Wohnlich – heimisch – geborgen

Ein Landlehrer ließ sich ein Haus bauen. Er stand

vor dem eingerüsteten Rohbau, ich neben ihm. Plötzlich sagte er, der ältere, zu mir, dem blutjungen: «Steige bitte auf das Gerüst und schreib mir das Haus an.» – «Wie soll es heißen?» – «Schreib <Daheim>.»

Jenes Haus ist heute vierzig Jahre alt. Mein Kollege ist nur noch einmal umgezogen, auf die andere Seite der Straße, auf den Friedhof. Die Anschrift im Giebeldreieck steht immer noch, <Daheim>, das Stichwort für die ländlichen Schulbehörden, die ihre Lehrkräfte behalten wollen.

Man sagt wohl, Geld regiere die Welt und die jungen Lehrer laufen dem höheren Gehalt nach. Das stimmt nur zu einem Viertel. Es ist nie das liebe Geld allein, das den Junglehrer lockt, es spielen noch ganz andere Beweggründe mit: die Möglichkeit, als Werkstudent weiter zu studieren, die Sehnsucht nach der künstlerischen Hochkultur der Stadt, die Lust nach Abenteuern, die Jagd nach dem Lebensglück.

Was aber jeder, wenn er nicht mehr ganz jung und nicht ein unheilbarer Abenteurer ist, sucht, ist ein Ort, wo man sich heimisch fühlt, ein Ort der Geborgenheit. Hier hat das Land einen Trumpf in den Händen, den die Stadt und der Industrieort nicht haben. Es kann dem Lehrer eine Amtswohnung oder sogar ein Lehrerhaus anbieten.

Wohl hat eine Wohnung im Schulhause neben den Vorteilen auch Nachteile. Mir gefällt das Wohnen im Schulhaus, obwohl ich vor meinem fünfzigsten Lebensjahr nie in einem Schulhaus gewohnt habe. Es erspart mir den Schulweg, das lästige Mappen-tragen; ich kann die Vorbereitungs- und Korrektur-arbeiten zu jeder Tages- und Nachtzeit erledigen. Der Lärm der Schüler hat mich noch nie nervös gemacht, im Gegenteil, ich halte es mit Simon Gfeller, der einmal bekannt hat: «Ich habe regelmäßig Heimweh nach meinen bösen Buben und Mädchen, und ihr Schreien und Lärmen ums Schulhaus wird mir wieder so heimelig klingen wie das Zwitschern der heimkehrenden Schwalben im Frühling.»

Nicht die Kinder sind es, die unsere Geborgenheit stören, sondern gewisse Vorschriften, die an sich berechtigt sein können, aber verständnislos angewendet werden. Fast zwanzig Jahre hatte ich mit meiner Familie in einem mit Garten und Zaun umgebenen Einfamilienhaus gelebt. Als wir aufs Land zogen, vermißten wir einen Platz, der uns allein gehören sollte, ein kleines privates Refugium, wo man Gartentisch und Stühle plazieren und Büsche und

Blumen pflanzen konnte. Der ganze Umschwung des Schulhauses war zu einem Kiesplatz für die Schüler umgestaltet worden.

Nachdem ich eine Überprüfung durch den damaligen Leiter des Kantonalen Amtes für Turnen, Sport und Vorunterricht erreicht hatte, wurde mir erklärt, es müsse jeder verfügbare Quadratmeter den Schulkindern zur Verfügung gestellt werden. Schließlich wurde mir ein (symbolisches) Plätzchen von zwei auf drei Meter zur privaten Benützung überlassen (von etwa 1000 m²). Es nützte mir nichts, daß ich darauf hinweisen konnte, wir hätten in einer Entfernung von fünf Minuten noch einen Spielplatz, und wenn der Weiher gefroren sei, hätten wir eine Eisfläche, um die uns der ganze Kanton beneiden könne, und neben dem Schulhaus liege ein Skihang, auf dem sich nicht nur hundert, sondern tausend Schüler tummeln könnten.

Vor dem Schulhaus lag übrigens früher ein hübscher Biedermeiergarten mit Buchshecken und einem Brunnen, liebevoll gepflegt, solange ein verheirateter Lehrer im Schulhaus gewohnt hat. Er hat dem Kiesplatz weichen müssen. Ich habe dann vom Schulrat ein Rosenbeet als Ersatz bewilligt bekommen. Diesmal haben wir allerdings St. Gallen nicht mehr um den Segen gebeten.

Zweifellos haben sehr viele Landschulgemeinden versucht, durch komfortable Wohnungen oder gar besondere Lehrerhäuser die Lehrer zum Bleiben zu veranlassen. Aber es scheint, daß Komfort manchmal mit Wohnlichkeit gleichgesetzt wird. Wenn jemand im Schulhaus wohnen muß, ist genügend Raum erstes Gebot, ob der Schüttstein nun aus Chromstahl ist oder Steingut, das fällt nicht ins Gewicht.

Ein Landlehrer ist kein Wüstenheiliger, er will mit der Welt in Verbindung bleiben. Wenn er abseits der Bahnlinien wohnt, hat er Anspruch auf eine Garage. Es ist nicht zu verstehen, daß es heute noch Kantone gibt, die sich sogar bei Neu- und Umbauten weigern, eine Garage zu subventionieren.

Freilich liegt es manchmal auch am Lehrer selber, wenn er das Gefühl bekommt, in einem gottverlassenen Neste zu leben. Er muß die Kontakte suchen, vernünftigerweise darf er das nicht von der Bevölkerung erwarten. Wird ihm ein öffentliches Amt angetragen, sollte er ja sagen. Natürlich muß er auch, wenn nötig, einmal nein sagen können. Das Maß ist alles.

Ledige Lehrer und Lehrerinnen sollten ja nicht ver-

passen, Arbeitsgemeinschaften beizutreten oder zu gründen, und zwar nicht nur um des unterrichtlichen Nutzens willen, sondern auch um gegenseitig einen Halt zu bekommen. Wer gerne singt, trete in einen Chor, und wer auch mit der größeren Jugend in Kontakt treten möchte, helfe in den Pfarrvereinen mit.

Leider scheint die Naturverbundenheit heute nicht mehr so innig zu sein wie früher, und doch ist sie, wenn man von der Gottverbundenheit absieht, der verlässlichste Freund in Zeiten der Enttäuschung und Einsamkeit. Nichts löst die Spannungen so schnell und nichts beruhigt so stark wie ein Gang durch den Wald oder eine geruhsame Arbeit im Garten.

Letztlich ist es wohl die Verbundenheit mit Gott, die uns auch in der Verlassenheit des Landes geborgen macht, die feste Überzeugung, als Gottes Werkzeug hier zu sein. Ich habe dem schönen letzten Abschnitt unseres protestantischen Kollegen Georg Dürr hier nichts mehr beizufügen.

Das Landkind: grausam und heimwehkrank

Unter dem Titel «Meine liebste Arbeit» schrieb ein Sechstkläßler, das Töten von Kaninchen sei seine liebste Arbeit. Es handelte sich um einen durchaus normalen Knaben, keineswegs gewalttätiger als seine Kameraden, gemeinschaftsfähig und im übrigen auch fleißig und begabt.

Wenig später mußte ich einen Knaben derselben Klasse nach der Pause suchen. Er stand mit blutbeschmiertem Gesicht hinter dem Försterhaus. Seine Klassenkameraden hatten ihn, den Zugezogenen, blutig geschlagen.

Im selben Jahre biß während eines Schulschulnachmittages ein Hund einen Hahn, der hinter dem Schulhaus zu fressen suchte, tot. Die größeren Schüler brachen in ein Gelächter aus, und einer meldete sich, ob er den Hahn nicht gleich rupfen dürfe. Zwanzig Minuten waren noch nicht verstrichen, als der Hahn pfannenfertig ins Schulzimmer gebracht wurde.

Man weiß wohl auch andernorts, mit welcher leidenschaftlicher Anteilnahme Landkinder den Verlauf einer Schweineschlachtung verfolgen. Und man kennt die Anziehungskraft der verborgenen Bäche, wo es Forellen gibt, die von Hand gefangen, unverzüglich ausgenommen und gebraten werden.

Das größere Landkind ist auch grausam gegenüber dem Lehrer. Sie schlagen ihn zwar nicht mit den

Fäusten, sondern mit dem Gelächter, das einen toll vor Wut machen könnte, wenn er nicht über den Kindern und ihrem herausfordernden Tun stehen würde.

Es war ein pensionierter, aber noch kräftiger Mann – er hatte vierzig Jahre lang in einer großen Industriegemeinde eine Abschlußklasse mit Erfolg und in beispielhafter Disziplin unterrichtet –, der zuvor vertretungsweise an unserer Landschule lehrte. Er fand sich aus dem einzigen Grunde nicht zurecht: Er wollte das infame Lachen ausrotten. (Er bezeichnete es mit «Schmöllele».)

Wenn er einen Schüler mit dem Stock bestrafte, fingen einige Knaben – statt daß sie in stummer Furcht schwiegen – mehr oder weniger deutlich an zu lachen. Darauf stürzte der Kollege sich auf den nächsten Missetäter, um ihm ebenfalls eines zu versetzen, was wieder zur erwähnten Reaktion seitens einiger Schüler führte. So ging der Tanz weiter, bis der Lehrer als Besiegter den Stock wiederum aufs Pult legte.

Wer eine gewisse Zeit auf dem Lande Schule gehabt hat, muß jedoch mit Verwunderung feststellen, daß auch in diesen ungeschlachteten Kindern eine empfindsame Seele lebt, nichts anders als in den Kindern andernorts, nur daß sie hier gleichsam weiter oben liegt. Gleich nach dem Gelächter können die Tränen rollen, selbst bei den knorrigsten Achtkläßlern. Und dieselben Kinder, die man leichtweg als unverbesserliche Leidwerker bezeichnen möchte, können handkehrum eine Hilfsbereitschaft an den Tag legen, die das, was ich an halbstädtischen Schulen gesehen habe, weit übertrifft.

Bei den Mädchen äußert sich der ländliche Charakter in der Hauptsache in mehr oder weniger versteckten Eifersuchtsszenen. Zu eigentlichen Schlägereien kommt es eher in den unteren Klassen; von der fünften und sechsten Klasse beginnt der für die weibliche Pubertät typische Zickzackgang zwischen Schmeichelei und Renitenz gegenüber dem Lehrer und rivalisierenden Mitschülerinnen. Die Auseinandersetzungen der Mädchen sind oft gehässiger als die der Knaben, und vor allem dauern sie länger. Es kann monatelang dauern, bis zwei, die sich verfeindet haben, wieder miteinander den Schulweg zurücklegen.

Dann wieder können sie, der Sache, dem Lehrer und dem Pfarrer zuliebe, tagelang die abgelegensten

Höfe aufsuchen, ohne zu Mittag zu essen, um etwa eine Sammlung für die Missionen durchzuführen. Sie schimpfen, der Schule entwachsen, über das Dorf, «wo nüt läuft», nehmen ein Jahr eine Haushaltstelle an und kehren dann mehr oder weniger heimwehkrank zurück. Oder sie stehen zwischen fünf und sechs auf und fahren mit dem ersten Postauto zur Arbeit in die Stadt, um erst vor acht Uhr wieder zurückzukehren. Ein Zimmer auswärts kommt nur dann in Frage, wenn das letzte Postauto nicht mehr erreicht werden kann.

Die besondere Art der Landkinder ist natürlich die Folge des Landlebens. Sie stehen früher im Erwerbsleben als andere Kinder. Selbständigkeit und Rücksichtslosigkeit, die das Erwerbsleben charakterisieren, zeichnen frühzeitig das Leben des Kindes. Der bäuerliche Daseinskampf – wir haben hier lauter kleine bis mittlere Betriebe – lehrt sie beizeiten, den Ellenbogen zu gebrauchen.

Das Leben auf dem Lande ist auch zu durchsichtig, als daß sich die Kinder lange Illusionen hingeben können. Sie kennen früh genug die Tugenden und die Untugenden der Dorfbewohner. Gutes und Böses spielt sich mehr oder weniger unverhüllt vor ihnen ab. Sie wissen, welche Väter trinken und welche Mütter ihren Männern untreu sind. Sie kennen die unsichtbaren, aber unüberwindlichen Fronten zwischen den verfeindeten Sippen und sind über die gelegentlichen Zwischenfälle laufend orientiert.

Die Landkinder wissen, in welchem Lager ihre Eltern und folglich auch sie sind, und machen manchmal auch im Unterricht kein Hehl daraus. Daneben sind sie, als Kinder, auch selber Partei. Sie registrieren sorgfältig die Symptome versteckter oder offener Kinder- und Jugendfeindlichkeit gewisser Leute, die einen sonst auf dem Lande seltener anzutreffenden Puritanismus vertreten, gleichviel, ob es sich um den Lehrer, den Pfarrer oder einzelne Schulräte oder andere gewichtigere Persönlichkeiten handelt.

Mir scheint, man hat bisher die spezifische Lage der Landjugend mehr oder weniger übersehen. Ich bin überzeugt, daß sie auf die reinen Landschulen grundsätzlich überall zutrifft. Darunter verstehe ich Schulen, in denen mindestens die Hälfte Bauernkinder sind, ein Viertel Kinder der Käser, Holzer, Hühnerzüchter, der Gemeinde- und Postangestellten und des Lehrers.

Vorerst möchte ich noch auf eine aufschlußreiche Tatsache hinweisen: Es vergeht hier kaum ein Jahr ohne eine Klassenversammlung der ehemaligen Schüler unserer Landschule. Es ist schon vorgekommen, daß am gleichen Samstag/Sonntag zwei Versammlungen organisiert worden sind. Es werden nie viele Jahrgänge zusammen eingeladen, sondern höchstens soviel, als miteinander in die Schule gegangen sind.

Das heißt, daß trotz aller Auseinandersetzungen – oder vielleicht gerade wegen ihrer Intensität – durch die Existenz der Dorfschule eine Gemeinschaft entstanden ist, die das Leben lang hält. Wenn man sich vorstellt, was, sozial gesehen, aus den Kindern eines Dorfes würde ohne Schule, wird man die soziale Leistung nicht hoch genug anschlagen können.

Die Aufhebung einer Landschule ist eine Versündigung, die dem mutwilligen Auseinanderreißen einer Familie gleicht. Nicht umsonst hat der ausgesprochene Landschulkanton Graubünden eine Klausel im Volksschulgesetz, daß eine Schule, die noch acht Schüler zählt, nicht gegen den Willen der Eltern aufgehoben werden kann.

In andern Kantonen, wo man versucht, die Landschulen den halb- und ganzstädtischen anzugleichen, nimmt man manchmal wenig Rücksicht, weder auf die Eltern noch auf sozialpolitische Pflichten eines Staates. Südlich von unserm Schulkreis liegt ein abgelegenes Tal, in dem wohl etwa zwei Dutzend Bauernhöfe zerstreut bewirtschaftet werden. In dem vier bis fünf Kilometer langen Tal ist weder eine Post, noch eine Käserei, noch ein Wirtshaus anzutreffen. Unter vielen Opfern hatten die wenigen Familien nach dem Ersten Weltkrieg 20 000 Franken als Fonds für ein eigenes Schulhaus zusammengelegt. Damals hätte man auch noch einen Lehrer bekommen. Die Bewohner des Ruertales aber haben heute noch keine Schule. Der Fonds ist der benachbarten Schulgemeinde überwiesen worden, die nun als mageres Entgelt jedem Schulkind aus dem Ruertal ein Paar Schuhe bezahlt.

In einem andern Teil des Toggenburgs, dort, wo die schönsten Bauernhäuser der Ostschweiz zu finden sind, ist eine Gesamtschule mit über zwanzig Schülern aufgehoben worden, obwohl auch jene Schulbürger einen ansehnlichen Fonds für ein neues Schulhaus geäußert hatten. Das Geld ist für den Bau

eines Schulhauses im Kirchdorfe verwendet worden; als Entgelt dürfen die Schüler der abgelegenen Höfe nun mit dem Autobus zur Schule fahren.

Der Gerechtigkeit willen sei aber auch festgehalten, daß dort, wo die Bauern sich nicht überreden lassen und zähe an ihrem Willen festhalten, auch neue Landschulen gegründet worden sind, wie etwa im Zoll zwischen Wildhaus und Gams, wo die Bewohner des oberen Grabser- und Gamserberges ihre Kinder hinschicken können.

Als Argumente gegen die Landschule werden im allgemeinen die größeren finanziellen Aufwendungen seitens der Steuerzahler einer Landschulgemeinde, die kompliziertere Organisation – vom Departement aus gesehen – und die besseren Schulverhältnisse vorgebracht.

Unter besseren Schulverhältnissen versteht man dabei in der Hauptsache die einklassig geführte Schule. In der Tat gibt eine Einklasse dem Lehrer weniger Arbeit, trotzdem sind die Leistungen ausgeglichener. Die Leistungen der Spitzenschüler unterscheiden sich jedoch kaum, soweit ich hier Erfahrungen sammeln konnte. Wieweit die starke Nivellierung in den Einklassen ein Positivum ist, das steht allerdings auf einem andern Blatt und kann hier nicht erörtert werden. Jedenfalls wäre es eine überaus verdienstvolle Sache, wenn man einmal durch einen ausgewogenen Test, wie ihn etwa die IMK ausarbeiten könnte (anhand ihrer bisherigen Erfahrungen), mehr- und einklassige Schulen auf breiter Basis vergleichen könnte.

Man vertritt heute auch auf dem Lande die Auffassung, man sollte nicht mehr als drei Jahrgänge zusammen unterrichten. Ich möchte aber davor warnen, sich stur auf die dreiklassige Stufenschule festzulegen. Ich kenne ausgezeichnete Gesamtschulen mit sechs Klassen. Und es gibt namhafte Pädagogen, die eine doppelt geführte sechsklassige Schule einer Unterstufen- und Mittelstufenschule vorziehen.

Ich unterrichte seit sieben Jahren fünfzig bis sechzig Schüler in vier Klassen. Trotz der zu hohen Schülerzahl habe ich mich bis heute nicht dazu entschließen können, die Aufhebung der 7./8. Klasse vorzuschlagen. Ich erachte den pädagogischen Nutzen für die Schule höher als den wahrscheinlichen unterrichtlichen Verlust.

Eine Volksschule hat eben neben der unterrichtlichen noch eine zweite Hauptaufgabe zu erfüllen: die Erziehung zur Gemeinschaft. Alle Lehrpläne

unterstreichen in mehr oder weniger deutlichen Ausführungen, daß eine Volksschule auch diese Arbeit auf sich zu nehmen hat. Beispielsweise der st. gallische aus dem Jahr 1947:

«Es ist nicht der Willkür des Menschen überlassen, selber die Grundsätze seines Tuns und Lassens zu bestimmen. Die Grundsätze müssen geschöpft werden aus den ewigen, unveränderlichen Gesetzen Gottes, wie sie uns besonders durch Christus geoffenbart sind. Es ist deshalb eine der vornehmsten Aufgaben der Schule, Ehrfurcht vor Gott und seinen Gesetzen zu lehren. Aus dieser Ehrfurcht wächst die Achtung vor dem Nebenmenschen und die Erkenntnisse der Pflichten gegenüber der Gemeinschaft.

Wenn die Schule also erreicht, mit der Familie und der Kirche, dem Jugendlichen einen namhaften Beitrag zu dieser Haltung beizusteuern, wird sie ihre erzieherische Aufgabe lösen; dann wird sich im Schüler Sinn für die Zusammengehörigkeit, sowie Opferbereitschaft und Verantwortungsbewußtsein dem Mitmenschen gegenüber entwickeln lassen.»

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die mehrklassige Schule der erzieherischen Aufgabe besser nachkommen kann als eine einklassige. Der Sinn für Zusammengehörigkeit kann sich wahrhaftig besser entwickeln, wenn sich die Jugend eines Dorfes oder eines Tales zum Lernen im gleichen Raume versammeln kann; die Opferbereitschaft kann bestimmt besser geübt werden, wenn neben den größeren auch kleinere, neben den begabteren auch schwächere, neben den gesunden auch bresthafte Kinder sitzen. Das Verantwortungsgefühl entsteht schneller in einem Schulzimmer mit verschiedenalttrigen Schülern. Mich dünkt sogar, wenn man die erzieherische Aufgabe der Schule wirklich ernst nähme, man müßte auch in der Stadt für mehrklassige Schulen eintreten.

Es gibt, wie mir scheint, noch einen Pluspunkt für die mehrklassige Landschule. Ich habe die überraschende Erfahrung gemacht, daß die Kinder unserer Landschule auf den Freiheitsentzug viel heftiger reagieren als die Schüler der einklassigen Schulen, die ich früher unterrichtet habe. Die Strafe des Nachsitzens ist in der einklassigen Schule wohl deshalb weniger tragisch aufgefaßt worden, weil der in der Einklasse entstehende Klassengeist den Freiheitsentzug sofort erträglicher macht, wenn mehrere nachsitzen müssen.

Hier schätzt jedes seine Freiheit gleich hoch ein, ob es nun allein oder mit andern nachsitzen muß. Diese Strafe ist, auch wenn es nur um fünf Minuten geht, immer eine harte Strafe. Ein Lehrer, der sie sorgfältig anwendet, kann auch in einer großen

Schule ohne körperliche Strafen auskommen. Zugleich trägt er dazu bei, daß in den Kindern die Wertschätzung der persönlichen Freiheit erhalten bleibt. Gewiß ist hier noch zu berücksichtigen, daß das Landkind durchschnittlich über weniger freie Zeit verfügt als das Kind in städtischen und halbstädtischen Verhältnissen.

Dies und vieles andere wäre zu untersuchen, wenn man einmal im großen Maßstab und ohne Voreingenommenheit die Voraussetzungen, Möglichkeiten und Grenzen der schweizerischen Landschule bestimmen würde.

Ein Primar- und ein Sekundarlehrer vergleichen

Die Redaktion der Volksschule hat zwei Lehrern, die von der Stadt auf das Land gewechselt haben, einige Fragen vorgelegt. Die nachfolgenden Antworten erheben selbstredend keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit, aber sie sind gerade wegen ihres persönlichen Gehaltes wertvoll. Im übrigen sei noch bemerkt, daß die Motive eines ungewohnten Stellungswechsels manchmal schwer zu definieren sind. Otto von Greyerz schrieb (1907) nach seinem Wegzug von Bern in den Thurgau:

«Ich hatte ein wahres Bedürfnis nach einer Handlung, schöner gesagt nach einer Tat, statt der bloßen Worte, zu denen man das blöde Echo doch schon zum voraus kennt. Und riesig hat es mich gefreut, daß die Schweizerische Lehrerzeitung zu der Meldung von meinem Sprung von der vollen Staatskrippe und Lebensversicherung weg in die etwas problematische Stellung an einer kleinen Privatschule die kurze Bemerkung machte, dieser Schritt bedeute mehr für die Schulreform als alle Verhandlungen.»

M.G.

Albert Rüegg, Libingen

Im Frühjahr 1954 wurde ich in Rorschach patentiert und wirkte im ersten Jahre meiner Lehrtätigkeit an der Gesamtschule Wintersberg bei Ebnet-Kappel, im Kinderdorf Pestalozzi in Trogen und an der Gesamtschule Hummelwald bei Wattwil als Stellvertreter. Vom Frühjahr 1955 bis zum Herbst 1960 unterrichtete ich im malerischen Markt- und Indu-